Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1930

303 (30.12.1930) Unterhaltung, Wissen, Kunst

Visual Library

Unterhaltung ★ Wissen ★ Kunst

Der Philosoph von Sanssouci

Die absoluten Fürstenregierungen selbst taten herzlich wenig zur Bekämpfung des Aberglaubens der Volksmassen, ja sie versperrten meist ihren geweckten, nach Klarheit und Warheit ringenden „Untertanen" den Zugang zum Licht. Wahrlich, im harten Knechtesjoch des Absolutismus war kein Raum für eine freie Entfaltung des Geistes! Ein schwerer lastender Druck hielt das Geistesleben Deutschlands nieder. Namentlich in den kleinen geistlichen Staaten beanstandete der Zensor selbst die großen Dichtungen unserer klassischen Literatur. Sogar in dem Lande, in dem jeder nach seiner Fasson selig werden konnte, herrschte nicht die große Schreib- und Denkfreiheit, von der unsere patriotischen Geschichtsschreiber so viel fabeln.

Im Jahre 1792 versetzte der **Philosoph von Sanssouci der Presse** einen empfindlichen Stoß. Am 30. September dieses Jahres untersagte er allen Berliner Buchdruckern bei schweren Strafen, unzensierte Bücher zu drucken, und ein späterer Befehl vom 3. April 1743 ordnete sogar an, daß **„keine gottlosen und ärgerlichen Bücher"** mehr „debitiret" werden sollten. Die neuen Aenderungen in dem preußischen Preßwesen traten schon äußerlich in der Zeitung zum Vorschein, die sich in Berlin einer besonderen Beliebtheit erfreute, in der „Spenerschen Zeitung". Sie hatte einst mit dem stolzen Wahlspruch: „Wahrheit und Freiheit" den Kampfplatz betreten. Im Jahre 1743 änderte sie diesen Wahlspruch in „Mit königlicher Freiheit" um.

Am 18. November 1747 ging eine **Verordnung** in das Land, nach der **die Akademie der Wissenschaften** zur **Zensurbehörde** über alle zum Drucke kommenden **Bücher, Gedichte, Leichenreden** und **andere Schriften** aus der ganzen Monarchie eingesetzt war. Gegen diese Verordnung erhob sich nun ein einmütiger Widerstand aus allen Landesteilen, der die Zurückziehung dieser Verordnung durchsetzte. Der Preßfreiheit war aber damit noch keine Gasse geöffnet, denn der Druck einer gegen die christliche Regierung gerichteten Schrift führte einen Buchdrucker direkt auf die Festung. Ja, der König erklärte sogar am 14. April 1748, er würde in ähnlichen Fällen keine Begnadigung mehr verfügen. Einen Anstoß zur Begründung einer neuen Zensurbehörde, gab dann die Polemik einer Wochenschrift: „Der Wahrsager" gegen die Schulmeister Berlins.

Wegen dieser Polemik drang das Justizministerium auf die **Ernennung besonderer Zensoren,** und es erreichte in der Tat seine Absicht. Das Allgemeine Zensuredikt vom 11. Mai 1749 stellte eine Aufsichtsbehörde wieder her, „wegen verschiedener scandaleusen, theils wieder die Religion, theils wieder die Sitten anlaufenden Bücher und Schriften . . ." Dieses Edikt wurde durch eine Verordnung von 1772 noch näher präzisiert und blieb bis zum Tode des Königs in Kraft.

Vielfach hatten in Preußen zerschossene Invaliden das **Ehrenamt eines Jugendbildners** übernommen. Hatte doch Friedrich II. im Jahre 1779 befohlen, daß Invaliden, die lesen, schreiben und rechnen könnten, an den Orten, wo der König die Schulmeister anstellte, den **Unterricht** übernehmen sollten. Selbst in großen Städten spielten im achtzehnten Jahrhundert vielfach Handwerker aller Art, besonders Schneider, die Rolle der Schulmeister. In zahlreichen Schriftstücken des 18. Jahrhunderts wird fortgesetzt über **die elende Bildung und Verkommenheit der Lehrer** geklagt. „Wer sollte es glauben", heißt es im Patriot (1728), „daß auch in großen Städten verdorbene Schmiedegesellen und Radmachergesellen, ja bloße Folgediener sich zu Schulhaltern aufgeworfen und mancher davon bei 70 Kinder in seiner Zucht oder vielmehr unter seiner Rute hat."

Sehr vernehmlich erhebt auch **Krünitz** in seinem Werk über: „Das **Gesindewesen**" seine Stimme gegen die **Unbildung des Schulmeister.** „Es fehlt,", sagt er, „also bey den Schulmeistern ebenso sehr am Fleiße als an Geschicklichkeit. Und es wird daran immer fehlen, so lange die meisten derselben, neben ihrer Schularbeit, sich mit den schlechtesten Arbeitern zum Lebensunterhalt beschäftigen müssen, die ihnen öfters mehr als die ganze Schule einbringen."

„Die Kinder", so schreibt der Pädagoge **Seidel** in seiner vielfach zitierten Schrift über Friedrich den Großen, „sind in drei Haufen geteilt, in die A-B-C-Schützen, die Buchstabierer und die Lesekinder. Die A-B-C-Schützen lernen nur das A-B-C; sie buchstabieren und lesen nicht; die Buchstabierer buchstabieren; Rechenunterricht haben sie gar nicht, ebenso keinen eigentlichen Lese- und Schreibunterricht; die Lesekinder buchstabieren, lesen, schreiben und rechnen; alle drei Haufen aber lernen die Sprüche, Psalmen, Lieder und den Katechismus. Buchstabiert, gelesen und geschrieben wird fast ausschließlich nach, in und aus der Bibel, dem Katechismus und anderen geistlichen Büchern. Nur in der ersten Nachmittagsstunde wird, nachdem einige Verse eines Kirchenliedes gesungen, der monatliche Psalm gelesen und den Kindern der Inhalt der biblischen Bücher beigebracht worden ist, das „Lehrbüchlein zum Unterricht der Kinder auf dem Lande" abwechselnd (?) vorgenommen, also vielleicht eine Viertelstunde, meist wahrscheinlich gar nicht. Gerechnet wird nur von den Lesekindern, und zwar bloß in der letzten Nachmittagsstunde, sie schreiben aber auch in dieser Stunde; die Buchstabierer werden im Buchstabieren und die A-B-C-Schützen im A-B-C geübt. Was da hat gerechnet werden können, läßt sich ermessen."

Das leistete die vielgerühmte Volksschule Friedrich II.! Und während der allmächtige absolute Monarch seine Landeskinder mit der kärglichsten Geistesnahrung versah, unternahm es der schlichte Landjunker von Rochow, die Volksschule von Grund auf zu reformieren und hohe Bildungsideale in der Schule zu verwirklichen

So war es im Westen!

Vorschlag zu einem neuen Remarque-Film

Von einem Filmsachverständigen wird dem Abend folgender Vorschlag zu einer Revision des Remarque-Films zur Verfügung gestellt.

Als Einleitung zu dem Film hört man den Ruf: Deutschland erwache! worauf anschließend das Lied „Siegreich woll'n wir Frankreich schlagen" ertönt.

Die ersten Szenen könnten aus dem Remarque-Film übernommen werden bis auf die Stelle, die den Schüler zeigt, der im Zweifel ist, ob er der Aufforderung seines Lehrers, sich kriegsfreiwillig zu melden, Folge leisten soll. Gerade dieser Schüler hat in eine besondere Begeisterung auszubrechen. Hier ist nunmehr eine Szene zu drehen, welche uns nach Pirmasens führt und demonstriert, wie ein Bezirksamtsassessor fünfmal (wenigstens), in sauber gewaschenem Körperzustande, zum Bezirkskommando läuft, um sich als Kriegsfreiwilliger zu melden, aber jedesmal abgewiesen wird.

Im nächsten Bild sieht man, wie der besagte Assessor mit allen Mitteln versucht, sich einem Truppentransport, der an die Front geht, anzuschließen, aber mit Gewalt von diesem Vorhaben abgehalten wird, worauf er in die Worte ausbricht: „So muß ich denn auf dem Posten bleiben, auf welchen mein Bayerischer König mich gestellt hat." . . .

Während dieser Worte schlägt der Sprechende verzweifelt seinen Germanenkopf gegen die Eisenbahnschienen. (Der Tonmixer hat hier darauf zu achten, daß das hervorgerufene „Bum" nicht zu hohl ausfällt.) Auf diese Szene müssen mindestens 50 Meter Schwarzfilm folgen, da mit einem Beifallssturm des Publikums zu rechnen ist.

Die Szene in der Kaserne denke ich mir wie folgt: Es wird gezeigt, wie Himmelstoß in väterlicher Weise seinen Rekruten mit Rat und Tat zur Seite steht, man hört nur Worte wie: „Meine lieben jungen Soldaten", „Kameraden, ich werde Ihnen das Leben so leicht als irgend möglich machen" usw. Die Szene auf dem Kasernenhof muß unbedingt geändert werden; es geht nicht, daß da herumstehende Pfützen gezeigt werden. Vielmehr ist zu zeigen, daß ein preußischer Kasernenhof aus reinem märkischem Sand bestanden hat. Sollten sich bei der Aufnahme irgendwelche Flecke an den Uniformen der Soldaten nicht vermeiden lassen, so ist zu zeigen, wie diese Flecke, nach Beendigung der Uebung, von bereitstehenden älteren Kameraden entfernt werden.

Nach grandiosem Abschied von der Garnison treffen die jungen Soldaten im Kriegsgebiet, kurz hinter der Front, ein und werden mit lebhaften Heil- und Hochrufen von älteren Kameraden in Empfang genommen. Die etwa 4 Kilometer entfernte Front ist ungefähr wie „Treptow in Flammen" darzustellen. (Der Tonmixer hat darauf zu achten, daß die Geräusche, auch die der näher einschlagenden Geschosse, nicht zu stark kommen, da es für einen guten Deutschen einfach unmöglich ist zu glauben, daß ausgerechnet französische Granaten und Minen derart, wie in dem Remarque-Film, geknallt haben sollen.)

Die Szene, in der Kat das Schwein „besorgt", ist unbedingt wegzulassen, da deutsche Soldaten so etwas nicht nötig hatten. Zu zeigen ist vielmehr, wie die jungen Soldaten beim Eintreffen in den Quartieren Lebensmittel in Hülle und Fülle ausgehändigt bekommen, was Paul Bäumer zu dem Ausspruch veranlaßt: „So gut haben wir es ja zu Hause nie gehabt". Nachdem sich alle einige Zeit (nicht zu kurz) an Wiener Würstchen (die große Sorte), Aal in Gelee, Zunge in Madeira (die Namen der Herstellerfirmen sind, aus reklametechnischen Gründen, gut herauszuarbeiten), natürlich auf manierliche Art, gelabt haben, tritt eine Ordonnanz ins Zimmer mit den Worten: „Kinder, ich bringe euch eine frohe Botschaft, Ihr kommt jetzt in den vordersten Graben!" Kat reißt darauf seine Mütze vom Kopf und brüllt voller Freude: „Endlich, Jungen, endlich ist es wieder so weit, jetzt geht es wieder ran an die Ramme — det is mein Milliöh — immer feste druff!" (Nach dieser erhebende Stelle empfehle ich Schwarzfilm, viel Schwarzfilm.) Unter den jungen Soldaten bricht eine fabelhafte Begeisterung aus, sie fallen sich um den Hals, küssen sich, vollführen Freudentänze, schreien Hurra, singen „Heil dir im Siegerkranz" usw. (bei diesen Szenen muß der Tonmixer drauf geben, was er auf dem Kasten hat), um nach den im Chor gebrüllten Worten: „Jetzt wollen wir sie dreschen!", mit von Begeisterung verklärtem Blick (Großaufnahme) aus dem Zimmer zu stürmen.

Das nächste Bild zeigt einen Unterstand in der vordersten Stellung, welche unter schwerstem französischem Trommelfeuer (nicht zu laut) liegt.

Hohnlächelnd (soviel Hohn als die Gesichtsmuskeln irgend zulassen — Großaufnahme) hören sich unsere jungen Soldaten das Trommelfeuer der Franzosen an. Trotzdem der Unterstand manchmal bedenklich wackelt, sitzen einige der Soldaten bei einem urgemütlichen Skat (hierbei sind deutsche Karten zu verwenden). Schlafend sieht man Paul, der dann, von einem besonders schweren Brocken im Schlaf gestört, folgendes sagt: „Det nennen die Franzosen da draußen nu Trommelfeuer, die Anjelejenheit kommt mir vor wie ein Flötenkonzert von Sanssoucie". (Viel Schwarzfilm.)

Das Trommelfeuer verstummt plötzlich, eine Ordonnanz erscheint im Unterstand und ruft: „Raus, der Franzmann greift an!" Im Nu stehen die Unseren an der Brustwehr, ruhig wie auf dem Scheibenstand, keine Wimper zuckt, in ihren klaren blauen Augen liest man die Freude über das, was jetzt kommen wird, Angriff und — Nahkampf. Die angreifenden Franzosen fallen, unter großem Geschrei, wie die Fliegen, immer neue Staffeln werden angesetzt, um immer wieder vom deutschen Schützen- und Maschinengewehrfeuer umgelegt zu werden. Der französische Angriff stockt, die deutschen Truppen setzen zum Gegenangriff an und nehmen, natürlich mit ganz geringen Verlusten (was ja im Westen nichts Neues" war) den feindlichen Graben, in dem alle vorhandenen Franzosen, die entsetzt „Hilfe" schrien, einfach gekillt wurden. Nach getaner Arbeit ruft Paul Bäumer: „Kinder, der Krieg bekommt mir wie eine Badekur!" (Schwarzfilm.)

Auf unserer Seite ist nur ein Mann lebensgefährlich verwundet, als sich der Hauptmann über ihn beugt, spricht der Verwundete die Worte: „Herr Hauptmann, haben wir gesiegt?" Als dies der Hauptmann bejaht, huscht ein Lächeln über das Gesicht des Sterbenden. Paul drückt ihm mit den Worten: „Kein' schön'ren Tod gibts auf der Welt, als wer vor'm Feind erschlagen" die Augen zu. Ueber die nun folgenden Szenen „Im Lazarett", „Zu Hause", „Der Besuch bei den französischen Mädchen", „Das Gespräch der Soldaten über den Krieg", „Der Tod Kats" usw. bin ich mir noch nicht vollständig klar, da ich betreffs dieser Szene erst noch beim Vaterländischen Frauenverein, beim Stahlhelm, beim Kyffhäuserbund, beim Reichswehrministerium, beim Auswärtigen Amt (natürlich freibleibend) Informationen und Ratschläge einholen möchte.

Den Schluß des Films denke ich mir so: Im Oktober 1918 sitzen Paul wieder in einem Unterstand der vordersten Stellung, als ein Telegraphist von einem Telegramm der deutschen Heeresleitung an den Reichskanzler erzählt. In diesem Telegramm soll von einem Ersuchen um sofortigen Waffenstillstand die Rede sein, da die Front nicht mehr zu halten ist. Paul sagt dem Telegraphisten mitten ins Gesicht, daß er lüge. Als der Telegraphist die Wahrheit seiner Erzählung beteuert, schlägt ihn Paul einfach tot und bricht in den Ruf aus: „Kameraden, glaubt diese gemeine Lüge nicht, ich sage euch, es handelt sich hier um einen Dolchstoß von hinten! Wer hat uns verraten? — die Sozialdemokraten!" In Ekstase springt er auf die Brustwehr des Grabens und ruft (Großaufnahme) zur französischen Linie hinüber: „Und wenn die letzte Kugel kommt, — hier sitzt das deutsche Herz!" (Schwarzfilm). Ein französischer Scharfschütze, der als Republikaner für wirkliches Nationalgefühl natürlich kein Verständnis hat, erschießt Paul.

Langsame Ueberblendung zu Fridericus Rex, der mit aufwärtszeigendem Krückstock die Worte: „Deutschland erwache!" in den Raum schmettert.

Urlaub vom Himmel

Roman von Alfred Schirokauer

Copyright by Verlag Carl Duncker-Berlin.

57 (Nachdruck verboten.)

Sie hob die Hand „Uebertreib nicht! Wir wollen uns gegenseitig nichts vormachen. Ich habe dich sehr lieb. Nicht die große dicke Liebe aus den Romanen. Die kommt im Leben wohl kaum vor. Jedenfalls nicht hier in dieser Gegend von Marseille. Aber du bist der type, der mir gefällt."

Sie schwieg und nagte die Unterlippe. „Hein?" fragte sie plötzlich.

„Ich habe nichts gesagt."

„Nun sieh mal. Du sagst, du kannst mir nicht zur Last fallen. Das ist Unsinn. Du willst bloß nicht mit so einer, wie ich bin, dauernd zusammenleben. Sprich nicht, sag nichts. Ich weiß Bescheid. Ich begreife das. Ich will das Metier aufgeben. Ich habe Ersparnisse. Nicht viel. Aber doch einige tausend Francs. Habe seit meinem fünfzehnten Jahr, nachdem ich meiner Mutter fortgelaufen war, Sou auf Sou gelegt. Die Entwertung des Francs hat mir viel genommen. Gleichwohl. In der Bank auf dem Quai des Belges liegt noch genug. Ich habe mir nun gedacht — erschrick bitte nicht —!"

„Ich werde mir Mühe geben, trotz meiner Schwäche einem Manne zu ähneln", suchte er zu scherzen

„Erschrick nicht!" wiederholte sie „Es ist nur ein Vorschlag, den du ablehnen kannst. Ich habe mir gedacht —" sie machte eine kleine Pause. Dann sagte sie rasch, wie ein Schwimmer, der sich verzweifelt ins eiskalte Wasser stürzt: „wir heiraten. Dann brauchst du nicht mehr das Gefühl zu haben, daß du mir zu Last fällst. Ein glattes Geschäft, mehr nicht. Du gibst mir deinen Namen, machst mich zu deiner Frau, — ich sorge für dich, pflege dich. Nein, sag noch nichts. Laß mich erst aussprechen. Ich habe alles ausgedacht. Ich oder wir, das ist dann ja gleich, kaufen die Bar du Lion, gleich hier um die Ecke, Quai du Port und Rue de la Mairie. Sie geht gut. Eine Tabaklizenz ist damit verbunden. Der Besitzer will verkaufen, sagte er mir, als ich gestern dort Zigaretten holte. Es ist eigentlich ein Café, keine Bar. Die Anzahlung habe ich. Den Rest arbeiten wir heraus. Wenn ich dort bin, werden wir aus dem Quartier und sonst guten Zuspruch haben. Und du — das ist der Clou des Ganzen — wir errichten ein kleines Podium. Dort sprichst du abends. Erzählst von der Sternen und den Himmelsräumen und den glühenden Nebeln — immer wirst du Neues zu sagen finden — nach einiger Zeit kann es sich ja auch wiederholen — wer merkt das? Das wird doch nicht zu sehr anstrengen. Eine halbe Stunde täglich etwa. Du sollst mal sehen, wie sie da alle gelaufen kommen! Wir werden nicht genug Platz haben. Alle die anderen Bars und Cafés am Quai werden wir totmachen."

Er hatte ohne Staunen zugehört. Sie hatte ihn kaum überrumpelt. Trotz seiner Niedergebrochenheit war noch soviel von dem Deter von ehemals in ihm, daß ihn nichts Menschliches überraschte noch verdutzte.

Das Herz atmete schwer. Er wollte sie nicht verletzen. Ein spitzer Schmerz hatte sich in ihn gebohrt, als sie ihm als Selbstverständlichkeit vorschlug, als Bänkelastronom in ihrem Café aufzutreten. Das war also das Ende. Das Letzte! Doch auch diese leise Wehmut war schon verglommen.

„Es geht nicht", sagte er ruhig.

„Warum nicht?" forderte sie scharf.

Er suchte auszuweichen. „Weil ich — ich bin ein abgebauter kranker Mensch. Ich kann dir nichts bieten."

„Du hast doch gehört, du kannst alles dazu tun, daß die Bar floriert. Aber wenn du das nicht magst, das Café wird auch so gehen. Du brauchst mir nichts zu „bieten". Die Liebe ist der Preis der Liebe, sagt man bei uns."

„Trotzdem geht es nicht", beharrte er sanft.

Sie wandte ihm das Gesicht zu. Sah ihn durchdringend forschend an aus ihren verhüllten rätselhaften Augen.

„Du kommst nicht darüber weg, daß ich eine — Dirne war he?"

„Das nicht", log er wieder und wieder wenig überzeugend.

„Ah — also doch. Schau, schau! Alles nur große fette Worte. Ich hätte einem andern den Vorschlag nicht gemacht. Man kennt doch die Männer. Aber ich dachte mir: ihm kannst du das anbieten. Er ist groß, vor ihm gibt es keine verachteten „verlorenen" Frauen."

„Gibt es auch nicht", erhärtete er lau.

„Aber heiraten doch lieber nicht, wie?" höhnte sie.

„Es handelt sich nicht um heiraten oder nicht heiraten", bedeutete er eindringlich. „Ich kann mich von dir nicht durchfüttern lassen."

Sie blieb noch einige Augenblicke, stand dann so brüsk auf, daß die Matratze aufwippte. Ihr Gesicht war eine verschlossene Maske. „Pardon", sagte sie stolz, „ich habe mich geirrt."

Sie ging. Das Licht der Laterne silberte auf der edlen Linie ihres entblößten jungen Nackens.

Die Tür schlug ins Schloß. Er lag auf dem Rücken ohne Bewegung. Doch in seinem Kopf arbeitete es. Er hatte sie belogen. Von Harriet hatte er ohne Bedenken Geld genommen. Wochenlang hatte er von ihrem armen Sterbegeld gelebt, ohne Scham.

Er senkte das Blei des Grübelns tief in sich hinein. Im Grunde war doch wirklich nichts auf dieser kleinen lächerlichen Erde wichtig. Nicht wichtig genug, einen hilfsbereiten mildtätigen Menschen tödlich zu beleidigen und zu kränken. Und dennoch wehrte sich alles in ihm gegen diese Ehe.

Wer fragte in Hundert Millionen Lichtjahren noch nach dem Dirnchen Brégide! Wer fragte nach ihm und seinen Bedenken. Wer? Was war, vom gelb-roten Beteigeuze im Orion aus gesehen, die Schande der kleinen hübschen Brégide?

Schließlich hätte sie ihm doch das Leben gerettet. Wie ein Hund wäre er ohne ihre Hilfsbereitschaft auf der Straße verreckt. Er wollte sie für ihn arbeiten und schuften. Daß er ihr dabei mit seinen schwachen Kräften helfen sollte, war doch wahrhaftig eine unbillige Forderung. Arbeiten, groß, wissenschaftlich, dort oben am Okular. Welten schaffen, erschaffen, konnte er ja doch nicht mehr. Nie mehr. Sich nichts vorgaukeln! Das Gehirn war von dem Gift ausgelaugt. Sie hatte ganz recht. Zehntausendmal recht. Er war ein Spießer, ein erbärmlicher kleiner Philister war er. Ein entsetzter Wicht, der Dinge dieser Erde doch wichtig, doch schämig, doch tragisch nahm.

Ja, aber wirklich auf die große Arbeit verzichten? Endgültig? abschließend für immer? Wozu dann leben? Wozu?

Er bäumte den Körper auf, die Verzweiflung spannte ihn wie eine Stahlfeder.

Abfinden! Mit Grazie abfinden, Herr Deter. Machen Sie keine tränenweichen Tragödien aus Ihrem werten Geschick! Es waren noch mehr außer ihm am Werke, es kamen immer andere hervor. Vor ihm, nach ihm. Was lag an einem einzigen, der aus der Reihe taumelte! Nicht sich so wichtig nehmen! Das Werk dort oben ging weiter, auch ohne ihn.

(Fortsetzung folgt.)